

Sabine Schäfer: Sound And The City

Der Lockdown war auch ein „Mutedown“. Die Welt ist leiser geworden, seitdem ein unsichtbares Virus sie durcheinanderrüttelt. Die Klänge unserer Umwelt sind das Lebensthema der Karlsruher Medienkünstlerin Sabine Schäfer, aus denen sie Installationen, Klangskulpturen, interaktive Bilder und Radiostücke gestaltet, bis 2013 auch im Künstlerduo <SA/JO> mit Joachim Krebs. Friedemann Dupelius sprach mit Sabine Schäfer über das Denken durch Hören, Cafés ohne Musik und darüber, warum Architekten öfter mal in den Wald gehen sollten.

INKA: Frau Schäfer, wie klingt es gerade bei Ihnen?

Sabine Schäfer: Ich wohne in der Karlsruher Waldstadt, wo normalerweise Tag und Nacht das permanente Rauschen der Güterzüge und der Autobahn in die Idylle vor Ort eindringt. Auch die Touristen-Flugzeuge vom und zum Baden Airport sind jetzt kaum zu hören. Das wirkt äußerst entspannend. Eine Grund-Stille erscheint und gibt den einzelnen Klängen, Geräuschen und Menschenstimmen in der Umgebung Raum.

INKA: Sie arbeiten viel mit Naturklängen. Was passiert, wenn wir aufmerksam in der Natur hören?

Schäfer: Begibt man sich in den klanglichen Naturraum, weitet sich die Raumerfahrung. Das finde ich spannend: Hört man die Vögel im Wald zwitschern, kann man die Höhen und die Weite eines Waldes unglaublich transparent erfahren. Und Hören geht ja immer direkt in die Seele. Wir können unsere Ohren nicht schließen. Klang dringt direkt in uns ein. Eine Eigenschaft von Klang ist Gleichzeitigkeit. Wir können mehrere Schallereignisse zugleich wahrnehmen, aus allen Richtungen. Auditive Wahrnehmung lässt uns in 360 Grad wahrnehmen und liefert differenzierte Informationen über den Raum, die wiederum meine physische Präsenz darin verankern. Sie lassen mich im Raum verorten und meinen Körper spüren. Wir können durch das Hören räumliche Nähe und Ferne wahrnehmen, einen akustischen Vordergrund und Hintergrund. Wenn ich in der Natur die verschiedenen Vogelstimmen, Insektenklänge oder Amphibiengeräusche höre, spüre ich, dass das alles Punkte im Raum sind. Da bekomme ich manchmal ein richtiges Kribbeln im Magen. Ich habe das Gefühl, in meinem ganzen Dasein plötzlich größer zu werden, als könnte ich mich in einem „himmlischen“ akustischen Netz aufhängen.



INKA: Der nächste Schritt vom Hören in der Natur könnte sein, auch auf sie zu hören. Was könnten wir davon lernen?

Schäfer: Durch Hören kann ich zu einer Erkenntnis kommen – etwa, wie Gemeinschaft funktionieren kann. Aber Hören und Zuhören braucht Zeit, und das ist eine Ressource, die ich mir in Zeiten des Smartphones erst wieder geben muss. Hören kann uns zu einer meditativen Konzentration bringen. Wenn ich das Raumhören trainiere, kann ich zu einer allgemein differenzierten Wahrnehmung gelangen. Differenziertes Hören unserer Umgebung erhöht die Achtsamkeit im Leben, denn es bedeutet auch, in hohem Maße bewusst zu denken. Joachim Krebs und ich haben Installationen und Radiostücke aus dem Klang-Mikrokosmos von Tierstimmen gestaltet, indem wir etwa die Melismatik von Vögeln durch zeitliche Dehnung ihres Zwitscherns verdeutlicht haben. Wir bekamen die Rückmeldung

von Leuten, die die Vögel in ihrem Alltag nun vielfältiger zwitschern hörten. So kann die Kunst die Menschen dazu animieren, auch ihr Leben differenzierter zu betrachten. Es bedarf ja erst einer gewissen Sensibilisierung im Hören, um den Lärm um sich herum auch wahrzunehmen.

INKA: Woran krankt der Sound im öffentlichen Raum?

Schäfer: Es fehlt oftmals die Transparenz, weil wir dort eine unglaubliche akustische Überinformation vorfinden. Es sind zu viele und zu laute Klänge anwesend, wodurch wichtige Umgebungsinformationen verloren gehen oder maskiert werden. Die Menschen haben gelernt, den ganzen Lärm aus Autos, Baumaschinen oder Laubbläsern nicht mehr bewusst wahrzunehmen.

Der Grat ist schmal vom Hintergrundrauschen zur Lärmkrankheit.

Leider müssen im 21. Jahrhundert immer noch Menschen an lauten Durchgangsstraßen wohnen. Unsere



Gesellschaft ist nicht auf die Bedürfnisse einer lebendigen Vielfalt von Mensch und Natur ausgerichtet. Es ist höchste Zeit, dass die Politik mit Vehemenz Grundlagen für eine nachhaltigere und menschenfreundlichere Wirtschaft schafft. Dazu gehört auch das differenzierte Hören, das ich nicht zulassen kann, wenn ich beispielsweise dauernd mit Straßenlärm zugemüllt werde.

INKA: Sollten Architekten und Stadtplaner öfter in den Wald gehen, bevor Sie ein Gebäude oder Quartier planen?

Schäfer: Die Idee ist nicht schlecht, dann aber auch die Autobauer! Wobei die Elektroautos mittlerweile so leise sind, dass man wieder künstlich Geräusche einbauen muss, damit wir von ihnen nicht überfahren werden. Wir Menschen brauchen eben die Ohren, um uns ganzheitlich in der Welt zurechtzufinden.

INKA: Werden Architektur und Stadtplanung zu wenig akustisch gedacht?

Schäfer: Absolut. Dadurch entgeht uns viel Lebensqualität! Das ist auch typisch, denn die Vorherrschaft des Sehens vor dem Hören zeigt sich auch in diesem Bereich. Mit dem Sehen lässt sich vereinbaren. Das Hören ist ungreifbar: Ein Streichquartett ist einfach weg, sobald es verklungen ist.

INKA: Typische städtische Orte, an denen wir mit einer Vielzahl von Klangquellen konfrontiert werden, sind Gaststätten und Cafés. Was ist Ihre Vorstellung einer guten Klanggestaltung dort?

Schäfer: Ich liebe es, wenn die Räume gedämpft sind. Dadurch kann eine Art von Intimität entstehen, in der ich mich nicht stimmlich gegen andere durchsetzen muss, weil jeder in einem gedämpften Ton miteinander sprechen und sich gut verstehen kann. Statt riesigen, halligen Räumen, würde ich eine kleinteiligere Raumgestaltung bevorzugen. Man könnte mit klangabsorbierenden Baumaterialien arbeiten, etwa Stofftapeten. Auch Schrägwände oder Deckenabhängungen wären denkbar. Pflanzen könnten die Architektur auflockern, aber die machen natürlich Arbeit und eine Architektur nach diesen genannten Kriterien ist teuer und steht oft dem optimierten wirtschaftlichen Nutzen entgegen.

INKA: Wie stehen Sie zu Musik in Gaststätten?

Schäfer: Bei starken Beats oder ab einer gewissen Lautstärke wirkt sie schnell bedrückend. Musik im öffentlichen Raum finde ich grundsätzlich schwierig. Irgendjemand bekommt immer etwas aufgedrückt. Es ist schwierig,

darüber Gemeinschaft herzustellen. Wir haben alle unsere subjektiven, kulturell geprägten Vorstellungen davon, was uns berührt. Mir reichen oft die Geräusche von Kaffeemaschinen, Gesprächen und Besteck als klangliche Hintergrundkulisse aus. Will man im Café zum Beispiel etwas lesen, kann man sich oft wegen der Musik weniger konzentrieren. Ich muss gerade an „Roaratorio“ von John Cage denken – eines meiner Lieblingsstücke! Man taucht ein in eine Geräuschkulisse, in die man mit Lust hineinhört ohne gleich Partei zu ergreifen. Das liegt auch daran, dass es jenseits einer klassischen

Songstruktur funktioniert. So wie im Café, wo es unregelmäßige Geräusche gibt. Mal sind sie etwas lauter, stärker, länger, dann wieder weniger. Mal tritt jemand ein, dann ruckelt ein bisschen der Stuhl, dann blättert wieder eine Zeitung – ich liebe das! Diese klingenden Ereignis-Räume wirken lebendig und sind uns Menschen nahe.

INKA: Was kann die Kunst für einen besseren Klang der Welt tun, wenn es die Architekten schon nicht tun?

Schäfer: Als Medienkünstlerin kann ich mich mit dem Klang in der Stadt auseinandersetzen und ihn in meine

Installationen integrieren. Dieses künstliche Konstrukt ermöglicht eine bewusste Erfahrung. Erst neulich habe ich bei den „Kunstwochen für Klimaschutz“ eine Installation produziert, bei der Transducer, also Schallüberträger, auf Schaufensterscheiben aufgeklebt waren und die mikroskopierten Klänge von Insekten wiedergaben. Das konnte man auch von außen hören. So habe ich ein „Stück Natur“ ästhetisch geformt – anders geht es nicht – in den Stadtraum gesetzt. Kunst kann in den Klangraum der Stadt „einbrechen“ und auf Phänomene aufmerksam machen, indem sie sie

kontrastiert oder auch imitiert. Da wären wir wieder bei der bewussten Wahrnehmung. Es geht darum, aufmerksam zu machen und andere Perspektiven auf Phänomene zu geben, ohne didaktisch zu sein. Die Erfahrungen aus der Kunst kann ich in mein Leben mitnehmen und in das Hören meiner eigenen Umgebung integrieren – oder danach suchen, weil ich sie dort vermisste.

Foto Sabine Schäfer: Anna-Maria Letsch; Green Code, Foto: Sabine Schäfer